

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 17.

Dienstag, 21. Januar.

1930.

(Schluß.)

Maximum.

Roman von Hans Schulze.

(Nachdruck verboten.)

21

Ein ungeheures Schuldgefühl strömte über Marion herab, der Sturm ihres überreizten Empfindens erfaßte sie wie in einem Wirbel, in dem sie widerstandslos versank. „Achim darf nicht sterben!“, stieß sie leidenschaftlich heraus, „ehe Sie mir verziehen haben!“

Sie hielt Sekundenlang inne und preßte die Hand auf das wildpochende Herz. „Herr Dr. Hardt“, fuhr sie dann ruhiger fort, und ihre Stimme war auf einmal wieder still, wie verwandelt, „hat mir gesagt, warum Achim aus dem Leben gehen wollte. Dazu dürfte ich nicht schweigen, denn ich allein weiß alles um ihn. An jenem Abend, als der Mord geschah, hatte Herr Brown einen Brief von Achim erhalten, der die Rückgabe des verhängnisvollen Vertrags forderte. Dann kam Achim selbst, doch in einem schweren Zusammenstoß erfuhr er nur eine schroffe höhnische Abweisung. Ich stand im Musikzimmer und hörte jedes Wort, wie Achim um seine Freiheit kämpfte, wie er litt unter der Schmach eines neuen Geldangebotes, das ihm abermals ein Vermögen in den Schoß geworfen hätte. In jener Stunde ist mir zum ersten Male die Erkenntnis aufgedämmert, wie leichtsinnig ich mit dem Feuer gespielt, welch eine schwere Schuld ich auf mich geladen habe! Achim kann sich nicht verteidigen, gnädige Frau! Darum stehe ich jetzt hier an seiner Stelle, so seltsam es vielleicht auch scheinen mag, um für ihn und für mich Ihre Verzeihung zu erbitten!“

Ein langes Schweigen folgte. Regungslos saß Daisy in ihrem Sessel. Die letzten erschütternden Worte aus Adams Brief klangen auf einmal wieder durch ihre Seele. „Und es ist die Tragik meines Leben, daß ich an dieser Liebe sterben muß!“ Das durfte er nicht. Aus der Beichte Marions war ihr endlich Klarheit und Gewißheit und innere Befriedigung geworden, nach der ihr Herz in dem langtönenden Nachhall des durchgemessenen Leides so heimlich-füh begehrt. Achim hatte gefehlt, doch durch seine letzte Tat, mit der er an den Pforten der Ewigkeit gerüttelt, hatte er ihr den Beweis gegeben, daß er sie wahrhaft geliebt hatte, mit einer Liebe, vor der alles andere klein und nichtig wurde. Er hatte um ihre willen sterben wollen, jetzt wollte sie, daß er für sie weiterlebe. Und sie mit ihm! — —

In befreitem Atem hob sich ihre Brust. „Ich danke Ihnen, Fräulein de l'Orme, daß Sie den Weg zu mir gefunden haben!“, sagte sie einfach.

Dann stand sie wieder auf und ging in das Krankenzimmer hinüber.

In diesem Augenblick hob Achim zum ersten Male die Lider, und ein Strahl des Erkennens leuchtete aus seinen Augen. „Daisy!“, sagte er leise, zärtlich, mit kaum vernehmbarer Stimme. Dann sank er wieder in einen dumpfen, röchelnden Halbschlaf hinüber.

Mit einer scheinbaren Bewegung tastete Daisy nach seiner Hand. Eine betäubende warme Welle kam gezogen und hüllte sie vom Kopf bis zu den Füßen ein. Minutenlang dachte sie an nichts anderes, als daß Achim noch lebte, noch einmal ihren Namen genannt hatte. Und ihr Herz wurde still und ruhig in dem großen Gefühl, daß sie ihm vergeben durfte.

Über die staubige Landstraße bei Ballanza klingelten die Maultierfuhrwerke. Ringsum in den Limongärten der weißen Villen blühten die Tulpen, und über den Glazienhängen der hohen Steinmauern flammte ein einziges Blütenmeer in der unerlöschlichen Urkraft des südlichen Frühlings. Wie ein schimmernder Edelstein spiegelte sich die Jola Maore mit ihren dunklen Hainen in dem silbernen Grunde des Sees. Die starre Majestät des Hochgebirges schaute in die stumme Wasserfente, geheimnisvoll leuchtend im Eisglanz des ewigen Schnees. — —

Auf der Terrasse eines kleinen Landhauses an den Abhängen des Monte Rosso saßen Daisy und Achim. In der ersten Februarwoche, als der Wind in München noch dicke Schneeflocken gegen die Fenster des Abteils trieb, waren sie über den Gotthard gekommen und hatten von einer Mailänder Familie eine Villa am Lago Maggiore gemietet. Und die Sonne des italienischen Frühlings hatte an dem in Deutschland nur langsam Genesenden ein Wunder getan. Schon nach einigen Tagen hatte Achim den Krankenstuhl, an den er bis dahin gefesselt war, verlassen können und unter den immergrünen Eichen des Gartens mit seinen ersten Gehversuchen begonnen. Und mit dem neuerwachten Lebensmut war es dann schnell weiter mit ihm heraufgegangen, daß der ihn begleitende Assistenzarzt der Klinik nur immer vor Überanstrengungen gewarnt hatte. Anfang April hatte sich Achim bereits wieder so weit gekräftigt gefühlt, daß er mit Daisy längere Spaziergänge über die Rebenhügel des Monte Rosso unternommen und mit dem Motorboot oft stundenlang in die lockende Ferne des Sees hinaus gefahren war. — —

Jetzt leuchtete ein helles Kleid in der Tür des Gartenjaales auf. Eva und Dr. Hardt traten auf die Terrasse hinaus. Schon seit acht Tagen weilten sie als Gäste in der Villa am See, nachdem sie kurz vor Achims Abreise nach Italien in einer schlichten Fester in der Fontanestrasse sich zum Bunde für das Leben zusammengefunden hatten.

Dr. Hardt hatte sich bald nach der Hochzeit mit seiner jungen Frau zur Teilnahme an einer Expedition entschlossen, die sich die Erforschung der Quellen des Orinoko zum Ziel gesetzt hatte, und auch Achim für eine Reise nach Südamerika gewonnen.

Ein bedeutender Montankonzern, zu dem Achim bereits im letzten Kriegsjahr in geschäftlichen Beziehungen gestanden hatte, war nämlich zur gleichen Zeit mit dem Antrag an ihn herangetreten, für die Gesellschaft in dem großen Ringen um die Ölfelder des Erdbeckes in Mexiko und Venezuela Petroleumkonzessionen zu erwerben, und Achim hatte trotz Daisys Einspruch sofort telegraphisch seine Zustimmung erklärt. Der auf etwa ein Jahr berechnete Aufenthalt im tropischen Amerika versprach ihm einerseits eine endgültige Festigung seiner Gesundheit, andererseits gab er ihm im Falle einer erfolgreichen Tätigkeit für die wichtigsten Lebensinteressen der deutschen Weltwirtschaft die Mög-

Nichtigkeit einer Rehabilitierung seines Namens, die er als eine unumgängliche Notwendigkeit empfand, ehe er vor der Öffentlichkeit mit einer Werbung um Daisys Hand hervortreten durfte. — —

Eine leise Abschiedswehmut hing über dem kleinen Kreise; in einer Stunde ging das Schiff, das die Reisenden über Arona an die große Eisenbahnlinie nach Genua bringen sollte. Man war am Vormittag noch einmal in St. Katerina gewesen und hatte in der alten Kirche das gespenstisch verumtonte Gerippe des heiligen Albert bestaunt, der einst aus seinem Glasfarg wieder aufgestanden war, um den sein Kloster bedrohenden Steinlawinen zu wehren. Achim hatte seine Gäste selbst im Motorboot hinübergefahren und ihnen das Wunder der riesigen Blöcke gezeigt, die, nur von zwei Backsteinen gehalten, hoch über dem Klosterdach in der Schwebe hängen. Bei Tisch hatte er einen launigen Trinkspruch auf die Zukunft des jungen Paares ausgebracht, das auf seiner seltsamen Hochzeitsreise den Spuren Alexander v. Humboldts folgen wollte. Er war von einer fast ausgelassenen Heiterkeit gewesen, jetzt aber saß auch er still und in sich gekehrt an Daisys Seite und schaute in die endlose Weite des Sees hinaus, über den die Sonne wie in trunkenen Glut all ihr goldenes Licht ausgegossen hatte. — —

„Die Stunde ruft“, sagte er endlich, die Uhr ziehend. „Wir müssen an den Ausbruch denken!“

Er hatte bei diesen Worten der aufwartenden kleinen Italienerin gewinkt. Diese brachte ein Tablett mit Rheinwein, und er füllte die Gläser.

„Liebe Daisy“, sagte er dann, „ich gehe jetzt ein Jahr lang von dir fort. In diesem Jahre wollen wir alle die furchtbaren Ereignisse der letzten Zeit in Tiefen begraben, aus denen sie nie wieder hervortreten können. Wenn wir uns heute trennen, so soll das kein Abschied für immer, sondern ein Versprechen auf eine glücklichere und reinere Zukunft sein. Ich bin in meinem Leben bisher allerlei Truggebilden nachgezogen, um an dem einen vorbeizugehen, das doch erst die Erfüllung alles Seins ist: „Ein Mensch für sich allein ist nichts, zwei sind die Welt!“ Daß uns nach diesem Jahr der Prüfung das Schicksal für immer zusammenführen möge, darauf trinke ich diesen edelsten Wein unseres Vaterlandes!“

Soll klangen die Römer aneinander. Dann stand Achim auf und trat mit Daisy noch einmal an die Terrassentreppe. In schweren, süßen Wellen kam ein betäubender Beiläufigkeit von den Steilhängen der Berggärten, über die der Frühling seinen bunten Osterteppich gebreitet hatte. Unten blaute der See so tief und klar, der Strand mit weißen Häusern übersät, in der Ferne die Schneeberge von Locarno. Der erste rosige Schein des scheidenden Tages streifte über die Zaubergärten der Borromäischen Inseln, die wie ein Böcklinmärchen ernst und feierlich vor ihnen standen.

Da klang ein hoher, sumrender Ton, ein grauer Rennwagen schob um die Straßenbiegung und hielt vor der Villa. Von Stresa kam ein langgezogener Dampferpfiff und verhallte sehnsüchtig in der blauen Ferne des Gebirges.

Noch einmal legte Achim seinen Arm um die schmalen Schultern der Frau.

„Komm wieder!“, bat sie leise unter seinen Rüssen.

Dann riß er sich los und stieg zu den anderen ins Auto.

Daisy sah ihnen nach, bis der Wagen zwischen den schimmernden Hotelpalästen Pallanzas verschwunden war. Dann sank sie schwer auf eine Bank zurück. Ein großes Gefühl von Leere, von unendlicher Einsamkeit war in ihrem Herzen. Mit einem tiefen Seufzer legte sie den Kopf auf das harte Holz der Lehne und weinte bitterlich.

— Ende! —

Lenin und der Zwojschtschik.

Von Heinz Scharpf.

Die folgende Geschichte dürfte zwar im Sowjetparadies unbekannt sein, doch in russischen Emigrantentreisen wird sie gern erzählt.

Lenin, im Volksmunde „Väterchen Ilitsch“ genannt, wanderte nach dem Siege der proletarischen Revolution durch die Straßen von Petersburg, das damals ihm zu Ehren noch nicht umgetauft war, um politischen Problemen nachzuhängen. Tief in Gedanken schritt er am Englischen Kai dahin, als ihn plötzlich der Schlag einer Turmuhr daran erinnerte, daß man ihn zu einer wichtigen Konferenz erwarte. Rasch trat er auf einen Zwojschtschik zu, bestieg dessen Fuhrwerk und wies ihn an, nach dem Winterpalais zu fahren. „Genosse“, musterte ihn der Droschkenfutcher von oben herab, „langsam kommt man auch in den Dezember. Rasch fährt heute nur der Bourgeois — auf Kimmerwiedersehen in den Kreml. Der Bolschewik schmiedet lieber seine Stiefel für die Weltrevolution. Doch, was suchst denn du im Winterpalais, Bruderherz? Bist du vielleicht einer von den Kommissaren, he, weil du es so eilig hast? Besitzt du wenigstens einen Passierschein? Denn ohne kommunale Erlaubnis kommen wir nicht durch.“

Lenin nickte. Daraufhin rief der geschwätige Alte ermunternd sein Köhlein an und das Gefährt setzte sich in Bewegung. Als es endlich in einen leichten Trab kam, drehte sich der Zwojschtschik herum, um weitere Zwiegespräche mit seinem Fahrgast zu halten. „Genosse“, begann er zu politisieren, „jetzt, wo nicht mehr die versoffenen Offiziere im Winterpalais sitzen, wird der Haier gleich billiger werden. Aus ist es mit der Korruption, die Stunde der Ehrlichkeit hat geschlagen. Die Herren Beamten werden ihre Langfinger aus den Töpfen der armen Leute ziehen müssen. Die Ischoka hält jeden Tag große rote Wäsche, wobei mit den Striden um den Hals aufgehängt wird. Mütterchen Rußland wird nicht mehr das warme Fleisch unter dem Sit weggestohlen werden. Der ehrliche Proletarier kann seine ehrliche Freude an den Zeiten haben.“

Lenin nickte zu alledem schweigend. Als sie in die Nähe des Senatsgebäudes kamen, handte die Menge Kopf an Kopf, der Wagen konnte sich nur langsam vorwärts schieben.

Auf einmal erscholl ein Ruf: „Hoch, Väterchen Ilitsch!“ und pflanzte sich brausend fort. Man hatte den Vater der Revolution erkannt.

„Siehst du“, wandte sich der Zwojschtschik nach rückwärts, „die Bataillone des werktätigen Volkes! Wie eine Mauer stehen sie um ihre Führer!“ Und er schrie aus Leibessträßen mit, ohne zu ahnen, daß der, dem die Rufe der Menge galten, in seinem Wagen saß.

Lenin ließ ihn in den für die Menge gesperrten Hof des Winterpalais fahren und an einem Seitentrakt halten. Dann suchte er in seinen Taschen, fand aber kein Geld, um den Kutscher zu entlohnen.

„Warte hier einen Augenblick“, sprach er zu dem Alten, „ich werde dir das Fahrgeld gleich herauschicken.“

Doch der Graubart schüttelte den Kopf. „Genosse Kommissar“, meinte er treuherzig, „das geht nicht an. Wer weiß, wie lange du zu tun hast? Heute führt einer da drinnen das große Wort, morgen stellt man ihn an die Wand, weil er den Mund oder die Taschen zu voll genommen hat, und er kommt nicht wieder zum Vorschein. Nein, laß mir lieber deinen Mantel als Pfand bis zu deiner Rückkehr da.“

Lenin fügte sich diesem Wunsch und schritt durch das Portal. Es dauerte nicht lange, erschien ein Rotgardist, handigte dem Wartenden eine Fünzigrubelnote ein und wollte den Mantel an sich nehmen.

„Geduld, Genosse“, rief ihm der Mißtrauische in den Arm, „der Mantel scheint mir mehr wert zu sein als dein Geld. Das könnte unter Umständen für dich einen billigen Handel abgeben. Laß nur den guten Kommissar wieder selbst herauskommen, ich habe für sein Eigentum.“

Run eröffnete ihm der Gardist, daß er niemand anderen als Väterchen Ilitsch selbst gefahren habe. Zugleich deutete er auf ein Fenster im Palais, wo Lenin stand und herabwinkte.

Einen Augenblick war der gute Zwojschtschik wie erstarrt, dann erhob er sich auf seinem Kutschbod, schwenkte den Mantel hin und die Fünzigrubelnote her, machte eine plumpe Verbeugung nach der andern zu dem Fenster hinauf, an dem Väterchen Ilitsch sich ihm geseigt hatte und fuhr dann langsam davon.

Plötzlich zog er die Peitsche aus dem Stiefelschaft und jagte sein Pferdchen in einem Atem bis zum Newskij Prospekt. Dort hielt er vor einem der großen Banthäuser, stieg schwerfällig vom Wagen, trat ein, legte, vorsichtig sich nach allen Seiten umsehend, die Fünzigrubelnote hin und fragte: „Genosse Kassier, kannst du mir sagen, ob dieser Schein auch echt ist?“

Flüchtlinge.

Kalender und Kanarienvogelgitter,
Kochtöpfe, spiken Sprossen aufgestülpt,
Kopftücher, Mieder, Laten, Schürzenflitter,
Banduhren, Heiligenbilder eingegilbt,
Pantoffeln, Kinderwiegen, Bauernstühle,
Die Lampe, halbzerschlagen, noch voll Ruß,
Strohschütten, Löffel, eine Kaffeemühle,
Ein alter Tisch mit einem lahmen Fuß,

Kartoffelsäcke, Fässer, Bettgestelle,
Die Bibel über losem Kleiderbund,
Pflugterze, Gurte, Flaschen, Ratenfelle,
Auf hohen Risten auf und ab ein Hund,
Teefessel, schwarz und gelb von scharfen Flammen,
Sackhemden, grob und grau und ungesteppt:
Das alles wirt und wirbelt wild zusammen
Auf einem Wagen, den ein Knepper schleppt.

In breitem Schafswald und in hohen Schätten
Folgt ihrer Habe trabend Mann an Mann,
Und frosterstarre, rote Kinder heften
Sich an der Mutter schiefe Schürze an.
Und wie der hochgetürmte Wagen knattert
Und aus den Achsen knarrend knirscht und ächzt,
Schritt fluchend auf ein Krähenschwarm und flattert
Zu Geisterhimmeln, die er dumpf durchdrächt.

Artur Silbergleit.

„Tapferle.“

(Die Geschichte eines Hundes.)

Von Wilhelm Hendrich.

Ehe ich von des braven und ehrlichen Meldehundes „Tapferle“ Leben und Sterben berichte, muß ich erzählen, wie er, der im Zivilleben einfach und schlicht „Tom“ gerufen worden, zu seinem spakigen Spitznamen gekommen ist.

Da war bei unserem Hundeführerkommando im Felde ein schwäbischer Landsmann gewesen, der meinen Hund noch nicht kannte. Dieser Kamerad hatte eines Tages etwas bei uns zu tun und suchte uns im Quartier auf. Tom lag nach seiner Gewohnheit quer vor der Tür und erachtete es natürlich als unter seiner Würde, den Weg freizugeben. Der süddeutsche Kamerad, der seinerseits ein solches Benehmen für unpassend hielt, verfehlte ihm daraufhin einen Fußtritt. Im nächsten Augenblick war Tom auch schon hoch, sprang ihm an die Krawatte und baumelte an ihm herab wie die Perle von der Uhrkette.

Der biedere Schwabe fiel vor Schrecken beinahe auf den Rücken. „Ranu! Was isst dees für e Tapferle?“ rief er atemlos, während ich ihn lachend von dem knurrenden und schnappenden Hunde befreite. Dann bat er ihn höflich um Entschuldigung.

So war der Name „Tapferle“ in die Welt gekommen und an meinem Hunde hängen geblieben. Jedermann nannte ihn Tapferle. Alle Hinweise auf seinen wirklichen Namen, unter dem er in die Stammtafel eingetragen war, blieben zwecklos. Tapferle blieb Tapferle bis an das Ende seiner Soldatenlaufbahn.

Nach seiner ganzen Veranlagung nahm Tapferle überhaupt eine Sonderstellung beim Militär ein, die er bis zum letzten Tage behauptet hat. Seinen Dienstantritt leitete er mit einer unerhörten Insubordination ein, die sämtlichen Anwesenden die Haare zu Berge trieb. Als ich mich mit ihm auf der Schreibstube des Kommandos meldete, wollte der Feldwebel den Hund einer kritischen Musterung unterziehen. Tapferle knurrte. Der Feldwebel rückte ihm näher auf den Leib. Tapferle fleischte die Zähne. Als der Gewaltige ihn aber sogar anfassen wollte, da wurde der Hund vollends rebellisch und schnabote nach der dreimal geheiligten Hand.

„Donnerwetter!“ fuhr der Feldwebel zurück. „Das ist ja eine rabiate Bestie!“

„Wau, wau!“ erwiderte Tapferle kampfbereit.

„Dalt's Maul, Hundevieh!“ schimpfte der Feldwebel erbost.

„Wau, wau, wau!“ überschrie ihn Tapferle, ohne sich im geringsten einschüchtern zu lassen.

Da gab der Feldwebel es auflassend auf. „Aus dem wird nie ein brauchbarer Soldat“, lautete sein Urteil.

Damit hat der gute Mann aber nicht recht behalten, denn Tapferle bewies sehr bald, daß er sogar sehr brauchbar war.

Die militärische Ausbildung war für ihn eine Spielerei, da es sich bei ihm nicht um eine mühselige Dressur, sondern nur um eine planmäßige Ausbildung vorhandener natürlicher Anlagen handelte. Er wußte stets genau, worauf es

gerade ankam. Hindernisse nahm er mit einer Gewandtheit, die jedem Akrobaten Ehre gemacht hätte. Unvorhergesehene Schwierigkeiten überwand er mit fuchsartiger Schlaueit. Wurde er in die Enge getrieben und half ihm alle Prüffigkeit nichts mehr, dann wandte er gewisse Überraschungstriks an und ging auf Teufel-komm-raus mitten drauflos und durch, wenn auch das Fell dabei in Feden ging.

Nachdem die Ausbildung beendet war, kamen wir an die Front. Tapferles erstes Unternehmen dort bestand in einer Riesenbeißerei mit den neuen Kameraden. Er raufte sich prinzipiell wenn er in einen neuen Wirkungskreis kam, denn er wußte, daß bei den Hunden der Respekt vor scharfen Zähnen größer war als vor geistiger Überlegenheit. Hatte er sich diesen Respekt verschafft, dann wurde er gemüthlich.

Tapferle war überhaupt eine überlegene Natur. Die Situation im Felde bestrebte ihn anfangs wohl; besonders das Krachen der Granaten beleidigte sein musikalisches Empfinden. Aber trotzdem zeigte er keine Angst. Als der erste Brummer in der Nähe einschlug und ein Splitter neben ihm in die Erde fuhr, lief er neugierig hin und beroch ihn. Als ihm das heimtückische Ding die Nase verbrannte, begann er mörderlich zu schimpfen, dann aber drehte er sich verächtlich um und trakte Erde darüber. Damit hatte er sein Verhältnis zu Erscheinungen dieser Art endgültig geregelt und kümmerte sich nicht weiter darum.

Seine kriegerischen Taten im einzelnen aufzuzählen, gebietet es an Raum. Er tat seine Pflicht als ehrlicher und anständiger Soldat und machte nicht viel Wesens davon. Aber als er einmal an einem heißen Tage unermüdlich durch wütendes Sperrfeuer hin- und hergestaut war und auch eine entscheidende Meldung glücklich durchgebracht hatte, da bekam er zur Belohnung vierzehn Tage Heimaturlaub und nahm als guter Kamerad auch mich mit nach Hause.

Auf diesem Urlaub passierte mancherlei. Tapferle verliebte sich. Eines Tages erwischte ich ihn, wie er im Vorgarten einer Kneipe einer jungen Hundedame den Hof machte und ihr gewaltig von seinen Kriegsabenteuern vorprahlte. Ich nahm ihn ernsthaft ins Gebet und hielt ihm das Unfeine seines Benehmens vor. Er hörte mir aufmerksam zu, aber eine ersichtliche Wirkung erzielte ich nicht. Die nächste Nacht hummelte er durch und kam gegen Morgen ziemlich verkatert nach Hause. Ich fand ihn vor der Haustür sitzend, und als ich zu schimpfen begann, gähnte er nur und ging gleich darauf schlafblütig schlafen.

Nach beendetem Urlaub kamen wir ganz erfüllt von herrlichen Erlebnissen wieder im Felde an. Tapferle fand sich sofort wieder in das raue Leben hinein, während ich noch ein Weilsen an meinen Erinnerungen zu knabbern hatte. Bald darauf ereignete sich dann die böse Sache, bei der er mir sozusagen das Leben rettete. Ein schwerer Einschlag hatte mich in meinem Loch verschüttet, und wahrscheinlich hätte kein Mensch etwas davon gemerkt, wenn Tapferle nicht solchen Lärm geschlagen und wie ein Wilder in der Erde gebuddelt hätte, unter der ich recht ungemüthlich begraben lag.

Dieses Ereignis gab unserer Bruderschaft den letzten Kitt. Wir teilten miteinander alles, was wir hatten. Er wuschte ich ein Stück Bursch, so bekam er die Hälfte ab. Stöberte er ein wildes Karnidel oder sonst etwas Ekbares auf, so brachte er es und wartete geduldig auf seinen Beuteanteil. Witterte er nachts etwas Verdächtiges, so stieß er mich mit der Schnauze an, bis ich aufmerkte. So faheten wir durch seine Aufmerksamkeit einmal eine Schleichpatrouille ab, die sich unbemerkt bis dicht an den Graben herangearbeitet hatte.

Monatelang wirtschafteten wir einträchtig miteinander, teilten Arbeit und Ruhe, Vergnügen und Gefahr. Bis wieder einmal eine extra wilde Knallerei losging.

Was haben wir da ausgehalten, Tapferle! Todeswut und rasende Verzweiflung! Mitunter warst du unter uns jungen Burschen der einzige im Granatloch, der keine Entmutigung zeigte. Du warst die einzige Verbindung mit der Welt dort hinten. Und da verlangtest keinen andern Dank für deine Heldentaten als eine flüchtige Lieblosung und ein freundliches Wort von mir.

Dann aber trat das Schicksal auch an dich heran. Weit hinter der Kampflinie, wo nur ab und zu noch ein Geschoh herabfiel. Er war ein wenig auf Abenteuer gegangen. Ich sah im Unterstand und schrieb nach Hause. Da kam ein Mann gelaufen und rief schon von weitem: „Du — dein Tapferle! Dort drüben liegt er!“

Ich jagte über das Feld und suchte wie ein Verzweifelter. Da lagst du, Tapferle, einsam mitten auf dem Plan! Kein Einschlag ringsum! Von einem verirrten Splitter zusammengerissen! Da lagst du, Tapferle, und strecktest mir den schönen Kopf entgegen und sahst mich jammervoll an, bis deine Augen verglärten...

Du warst nur ein bescheidener, armer Hund, mein Tapferle, und bist doch ein Held gewesen wie jeder andere, der sein Blut damals vergossen hat.



Ich mache alles allein!

Vom kleinen Haushalt.

Wie werde ich ohne fremde Hilfe fertig? Wie schaffe ich größere Arbeiten allein? Wie löse ich das Problem Berufsrau und Hausfrau, ohne daß einer der beiden Pflichtentzwei zur kurz kommt? Dies sind die Fragen, die die Mehrzahl der Hausfrauen von heute bewegen. Die Zeiten sind vorbei, in denen es eine Selbstverständlichkeit war, daß auch in den bescheidenen Haushaltungen doch mindestens für die größeren Reinigungsarbeiten, wie Scheuern, Putzen, Waschen und dergl. eine ständige Hilfskraft, wenn auch vielleicht nur stundenweise — beschäftigt wurde, von einer Hausangestellten für den ganzen Tag zu schweigen! Nicht nur, daß es in den oft so beschränkten und bis ins letzte Winkelchen benutzten Wohnungen an Platz fehlt, auch die Kosten einer solchen ständigen Haushilfe, Lohn, Verpflegung, Sozialabgaben usw. sind heutzutage so erheblich, daß sie für die meisten Familienetats eine kaum tragbare Belastung bedeuten — namentlich dann, wenn etwa Kinder vorhanden sind, die eine gute und ebenfalls erhebliche Kosten verursachende Schul- und Berufsausbildung erhalten sollen usw. Die meisten Hausfrauen müssen heute wieder mit dem Pienia rechnen, und da sagen sie sich, daß der sicherste Weg mitzuverdienen der ist, Ausgaben zu ersparen. Es kommt hinzu, daß auch von Seiten der weiblichen Arbeitnehmer immer weniger Neigung dafür besteht, sich in der Hauswirtschaft zu betätigen, da man eine Beschränkung der persönlichen Freiheit fürchtet und da in unserem Zeitalter der außerhäuslichen Berufe für Frauen eine gewisse Nichtachtung der „Hausarbeit“ eingerissen ist — sehr zu Unrecht, aber leider tatsächlich. So ist das Ende vom Liede der fast täglich zu hörende Ausspruch aus Hausfrauenmunde: „Ich mache mir alles allein!“

Es ist ja auch eine lohnende und letzten Endes tiefe Befriedigung spendende Aufgabe, so aus eigener Kraft die Wirtschaftsmaschine in Gang zu halten, und es bleibt die alte Wahrheit bestehen, daß doch niemand so gut, weil so mit Liebe, niemand so wirtschaftlich (weil aus der eigenen Kasse) arbeitet, wie die Hausfrau selber. Die Frage ist nur, wie sie sich aller ihrer zahlreichen Aufgaben am besten entledigt, ohne daß eine mit der anderen in Widerstreit gerät, und ohne daß die Hausfrau ihre „Rekordleistungen“ mit einer Überanstrengung ihrer Kräfte, Schädigungen ihrer Gesundheit und dementsprechend vorzeitigem Altern bezahlen muß. Man kann hier wirklich von Leistungsrekorden sprechen, denn nicht nur, daß die verschiedenartigsten Aufgaben im Hause selber gelöst werden müssen (ein bekannter Volkswirtschaftler hat kürzlich einmal darauf hingewiesen, daß eine Hausfrau und Mutter, genau betrachtet, in nicht weniger als 15 Berufszweigen zu Hause sein muß!), sondern sehr häufig sind auch heutzutage die Fälle, in denen auch noch eine tatsächliche Berufswerteilung erfolgen muß, wenn z. B. die Hausfrau aus zwingenden Gründen noch Erwerbsfrau sein muß und nach bezw. zwischen dem Vichtundenberuf im Bureau oder dergl. noch die häuslichen Pflichten erledigt werden sollen!

Wie vollbringen die Hausfrauen diese ihre Rekordleistungen? Eine große Frauenorganisation hat vor einiger Zeit eine Rundfrage unter dem Leitwort: „Ich mache alles allein!“ in den Kreisen ihrer Mitglieder erlassen, um durch diese praktisch erprobten Unterlagen für Vorträge, Vorträge und dergl. als Ergänzung des theoretisch-wissenschaftlichen Lehrmaterials zu gewinnen. Die Antworten der Befragten geben ein farbiges und wertvolles Bild von der Art, wie unsere Hausfrauen — oft unter den größten Schwierigkeiten — ihre Probleme des kleinen Haushaltes und des „Alleinfertigmachens“ lösen.

„Man kann in kurzer Zeit viel schaffen“, das ist die immer wiederkehrende Feststellung in allen diesen Berichten aus der Praxis des Alltags, wenn man seine Zeit genau einteilt! Jeder Tag muß seine bestimmten Verrichtungen haben, an denen nur im alleräußersten Notfall etwas geändert werden darf. So z. B. etwa Montags Wäsche, Dienstags die Schlafzimmern etwas gründlicher reinigen als sonst, Mittwochs plätten und ausbessern, Donnerstags die Wohnräume eingehend säubern, Freitag Küche, Korridor, Kellerräume usw., Samstags nur Kleinarbeit, wie Fenster, Blanks usw. putzen sowie Einkäufe und Vorbereitungen für den Sonntag erledigen, damit an diesem möglichst jede

größere Arbeit vermieden werden und er ein wirklicher Ruhetag sein kann. Ebenso muß auch die Reihenfolge der Arbeiten jeden Tages möglichst immer die gleiche sein. „Nach der Uhr arbeiten“, so sagt eine der Einsenderinnen, „heißt, immer fertig werden und immer Zeit haben!“

Ein wichtiger Punkt ist auch das Vermeiden von Arbeitsresten und von Arbeitsansammlungen. „Reinige alle Küchengeräte, die du beim Kochen brauchst, wie Quirl, Rührnapfe, Küchenmaschinen, Durchschlag usw. sofort nach dem Gebrauch, anstatt sie für den allgemeinen Abwasch zurückzulassen! In diesem Falle sind sie nachher festgetrocknet und langwieriger zu reinigen, während bei der Reinigung unmittelbar nach dem Gebrauch oft ein Abspülen genügt. Das Gleiche gilt von Töpfen, Schüsseln, Messern usw., die man niemals stundenlang und länger ungereinigt lassen sollte. Das so notwendig werdende Mehr an Arbeitsleistung ist Kraftverschwendung! — Wäsche lieber jede Woche eine „kleine“ Wäsche, als alle vier Wochen eine große, die du nicht allein oder nur um den Preis völliger körperlicher Erschöpfung und allgemeiner häuslicher Ungemütlichkeit bewältigen kannst!“

Zweckmäßigkeit des Hausgeräts und Vermeidung des Überflüssigen ist eine Forderung, die ebenfalls sehr viele Beantworterinnen der Rundfrage besonders betonen. Nicht nur, daß man sich der mannigfachen Erleichterungen, die uns die Technik für den Haushalt bietet, so viel wie irgend möglich bedienen soll (wie Staubsauger, Bohnerbesen, Wasch- und Wringmaschine, elektrische Apparate aller Art und dergl. mehr) man achte auch — namentlich bei Neueinrichtungen — auf die Schlichtheit und leichte Reinigungsmöglichkeit der Möbel. Diese müssen z. B. hochbeinig sein, so daß man mit Mop und Schrubber darunter kommen kann, oder aber so leicht, daß man sie ohne fremde Hilfe zur Seite schieben kann. Gedrehte Knäufe und Stuhlbeine, Säulen, Schnitzereien und ähnliche staubfangenden Verzierungen sind ja glücklicherweise jetzt bei uns aus der Mode gekommen, aber wo sie in älteren Haushaltungen noch vorhanden sind, ist oft eine arbeits-erleichternde und gleichzeitig modernisierende „Operation“ möglich und ratsam. Im übrigen: Krieg den „Kippes“, den aufgestellten Bilderrahmen, den unzähligen Kleinigkeiten, die täglich zeitraubender Pflege bedürfen, ohne eine wirkliche Aufgabe zu erfüllen.

„Sei flink, ordentlich und pünktlich, und du wirst auch die größte Arbeitslast ohne fremde Hilfe bewältigen!“ so versichern alle diese Hausfrauen. Auch sonst trifft man auf manchen beherzigenswerten Ratsschlag, wie z. B. den, auch die Kinder nach Kräften durch Übertragung gewisser kleiner regelmäßiger Pflichten zur Mitarbeit heranzuziehen und sie gleichzeitig zu ihrem eigenen Besten zu schulen und zu erziehen.

„Ich mache alles allein!“ Welche Summe von Arbeit, von Energie, von Klugheit, Tüchtigkeit und nimmermüder Pflichterfüllung liegt in diesen wenigen Worten beschlossen! Eins aber ist allen diesen Einsendungen gemeinsam: Alle sagen sie, daß ohne Liebe und Freudigkeit das Problem nicht zu lösen ist, und ferner, daß die Hausfrau der Mithilfe der Ihren (in erster Linie durch Ordnunghalten und Rücksichtnahme!) bedarf, um ihrer schweren Aufgabe gerecht zu werden. Diese immer wiederkehrende Bemerkung wollen wir besonders bedenken und beherzigen, denn nur so ist es möglich, auch der Hausfrau, die alles allein macht, das zu verschaffen, was gerade sie am allernötigsten braucht: Die ausreichende Freizeit und Ruhe zum Kräfterammeln!

Annemarie Schlüter.

Die Aufgaben der Frau in unserer Zeit werden in Heft 7 der Zeitschrift „Frau und Gegenwart — Neue Frauenkleidung und Frauenkultur“ von Marianne Weber sehr eindrucksvoll behandelt. Sie zeigt, nach welchen Ideen wir „Beruf und Persönlichkeit“ aufbauen können und findet in unserem aufgeregten Zeitalter stärkende Worte über die wahre weibliche Bestimmung, über Liebe und Ehe. Das vorliegende Heft bringt außerdem im Modenteil viele Anregungen für Fräulein, Nachmittags-, Berufs- und Tanzkleider. (Verlag G. Braun in Karlsruhe.)

Beyers Masken-Album, das in reicher Auswahl farbenprächige und originelle Kostüme, Bajadere, Knallbonbon, Raktus, Pierrot, Pompon usw. zeigt, die jede Frau sich selber schaffen kann, ist soeben erschienen (Beyer-Verlag, Leipzig).